

Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 4 (1930)

Artikel: Volksbotanik : II. Teil

Autor: Thürler, L.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-956630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volksbotanik: II. Teil.

Rohrkolbengewächse.

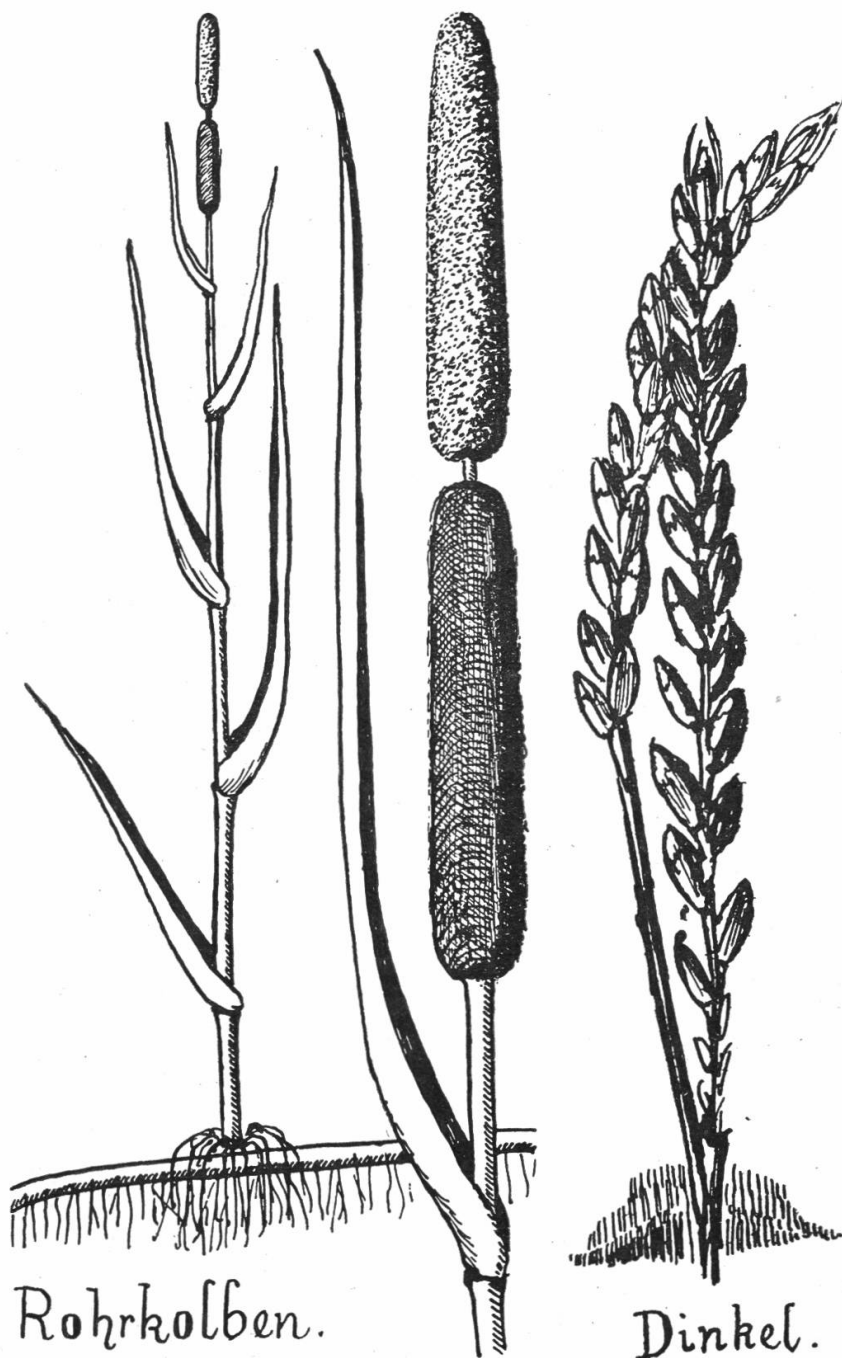
Typha latifolia L., breitblättriger Rohrkolben ist eine Charakterpflanze der Turbenmöser im Sensebezirk. Aus dem schwarzen Moorschlamm wächst sie im Sommer bis zur Höhe von 1,50 Meter und bildet, wie ihr Name sagt, einen kolbenartigen Fruchtstand, in Düdingen « Moospople » genannt. Die Buben sammeln diese Fruchtstände, tauchen sie in Petroleum, um sie am Abend des 1. August als Fackeln anzuzünden. Die breiten, markigen Blätter der Rohrkolbentriebe, die keine Blüte tragen und die gleichfalls eine Länge von 1,50 m erreichen (bei uns wohl die längsten Blätter einheimischer Pflanzen), werden vom Küfer als Dichtungsmaterial unter dem Namen « Chospe » (Grossbösing) zwischen den Dauben der Fässer und Standen verwendet.

Echte Gräser.

Die Familie der echten Gräser bewohnt unser Gebiet bis auf die höchsten Gipfel der Berge. Einige Arten leben auch im Sumpf oder im Schatten des Waldes. Der Rasen unserer Matten und Wiesen besteht zum grössern Teil aus echten Gräsern. Als Heu liefern sie den Hauptbestandteil des Viehfutters und als Getreide die Hauptnahrung für die Menschen.

Ihr ganzer Bau weist ihnen den Platz mitten im dichten Pflanzenbestand der Wiesen an. Der Stengel ist dünn und lang. Massive, kurze Knoten wechseln mit langen hohlen Zwischengliedern ab und geben ihm so, trotz seiner Schlankheit und grossen Biogsamkeit, die nötige Festigkeit. Die Wurzeln sind faserförmig und umspinnen wie ein Fadengewirr die einzelnen Erdteilchen. Lange, schmale Blätter lassen das Licht auch für die untern Pflanzen durch. Wegen dieser Blätterform nennt das Volk die echten Gräser « Schmale » (Sensebezirk und Gurmels) oder « Schmiäle » (Jaun). Der Stengel wird wie in der Wissenschaft Halm oder « Hälmi » (Plaffeien) genannt und man redet von « ghalmts », « gschmallets » oder « gschmiälets » Heu. Als Windblütler haben die Gräser einen unscheinbaren Blütenstand, bei uns « Eli » geheissen. Gerade wegen diesem bescheidenen Aussehen kennt

unser Volk wenig Gräserarten. Im Flachland kennt man neben den Getreidearten die wissenschaftlichen Namen jener Grasarten, die man in Kleegrasmischungen anbaut und solche, die sich durch ein besonderes Aussehen oder einen besondern Standort auszeichnen.



Zea Mays L., Mais wird im Flachlande selten als Grünfutter angebaut. Die Körner werden in grosser Menge als Mastfutter aus Amerika eingeführt. Im Sensebezirk nennt man sie Mais, in Jaun Polenta. Im Sensebezirk wird auch der Kochmais hie und da Polenta genannt.

Phleum pratense L., Wiesenlieschgras oder Timothe heisst wegen seinem büstenartigen Fruchtstand « Fläscheputzer ».

Calamagrostis varia Host, buntes Reitgras nimmt auf Kalkfelsen weite Flächen ein und wird in Jaun als « Alcha » bezeichnet. Hievon ein Flurname « Alchechäla ».

Avena sativa L., Saathafer heisst « Haber ». Die Körner werden überall als Hafergrütze und Haferflocken verwendet. Man baut hauptsächlich den einheimischen Hafer « Adliker » mit kurzem Stroh, aber schweren Körnern und die schwedischen Sorten « Goldregen » mit langem Stroh und geringerem Körnerertrag. Im Oberland des Sensebezirkes und in Jaun heisst der Tornister heute noch « Habersack », weil die Soldaten früher beim Einrücken Hafer mitnehmen mussten, um sich das Frühstück zu bereiten.

Phragmites communis Trin., gemeines Schilfrohr wird von den Knaben beim Bogenschiessen zu Pfeilen verwendet. Beim « Soldatismachen » befestigen sie die prächtige violette Rispe als Dragonerstrauss auf die selbstgefertigten Papiermützen. Diese Rispen werden auch gefärbt als Zimmerschmuck verwendet.

Briza media L., mittleres Zittergras heisst in Pflaffeien « Vögelichrut », in Düdingen und Tifers « Vögelisame », an andern Orten im Sensebezirk « Geldsäckla » und in Jaun « Flüachrut ».

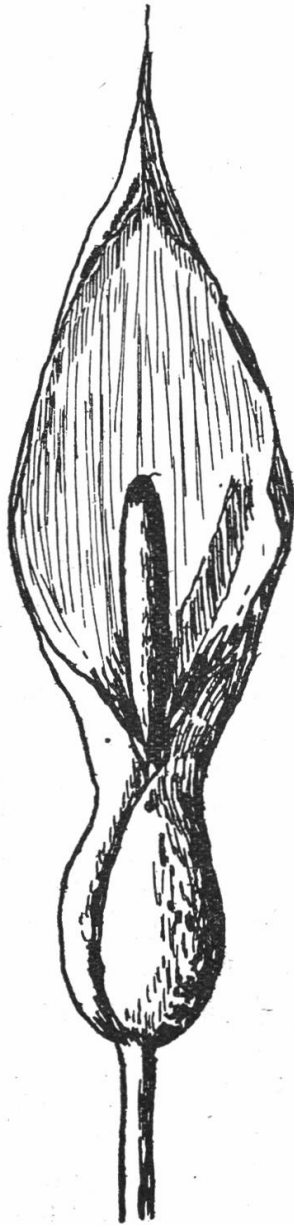
Dactylis glomerata L., gemeines Knäuelgras nennt man im untern Sensebezirk « Popelischmale ». Die Knaben nehmen die Blätter zwischen die Handballen, um damit zu pfeifen.

Poa annua L., einjähriges Rispengras heisst überall « Spitzchrut ».

Poa alpina L., Alpenrispengras kannten die alten Jauner unter dem Namen « Romaye ». Diesen in den Alpen weit verbreiteten Namen hat die jüngere Generation vergessen.

Nardus stricta L., gemeines Borstengras heisst im ganzen Gebiet « Burst ». Daher der Flurname Burstera im Seeschlund. Auch sonst feinblättriges Gras, das mit der Sense nicht leicht zu schneiden ist, wird als « burstigs » bezeichnet.

Agropyron repens Pal., kriechende Quecke ist das lästigste Unkraut sandiger Aecker. « Wiiswürza » nennt sie der Bauer. Um sie auszurotten, hat man früher aus der umgepflügten Erde fuderweise diese unterirdischen Ausläufer herausgelesen. Jetzt vertilgt man sie mit Erfolg durch Bearbeiten der Aecker bei trockenem Wetter, durch tiefes Unterpflügen und



Aronsstab. (Kolben mit Kaputze,

eine dichte Saat, die dann den verhassten Schädling unterdrückt. Auch Düngkalk soll gut wirken.

Triticum Spelta L., Spelz oder Dinkel nennt man im Sensebezirk « Tichel » oder im Gegensatz zum Weizen einfach « Choër ». Früher wurde er im ganzen Bezirk angebaut und ist seit ca. 50 Jahren fast ganz verschwunden. Früher, als unsere Landwirte sich noch fast ganz selbst versorgten, konnte die Mutter das feine Kilbegebäck kaum herstellen ohne « Flummähl » von Dinkel. Da die Spelzen nicht vom Korn gehen wie bei Weizen und Roggen, so hatte jede Mühle eine besondere Röndle zum Entspelzen dieser Getreideart. Die Familie Stempfel in Allenlüften baut heute noch Dinkel als Viehfutter.

Triticum vulgare (Vill.), gewöhnlicher Weizen wird unterschieden in « Popeliweizen » und Bartweizen. Heutzutage sät man nur noch reingezüchtete Sorten unter dem Namen Montcalm, Strickhof, Plantahof, Waadtländer. Die wilde Stammform von Dinkel und Weizen ist unbekannt. Sie müssen seit urdenklichen Zeiten von den Menschen bei ihren Wanderungen mitgenommen worden sein. Wahrscheinlich stammen sie aus Vorderasien.

Secale cereale L., gemeiner Roggen stammt aus den Mittelmeerländern vom Bergroggen ab. Roggenstroh wird zu Garbenbändern verarbeitet, die man « Wide » nennt, weil man früher wahrscheinlich die Garben mit Weidenruten gebunden hat. Wenn es im Winter so recht schneit und stürmt, sitzen die Bauern im warmen Stall und knüpfen « Wide », wobei sie den « Widechnopf » verstehen müssen. Um den leichtern Boden besser auszunützen und dennoch ein recht gutes Brotgetreide zu erhalten, sät man in unserem Gebiet häufig ein Gemisch von $\frac{2}{3}$ Weizen und $\frac{1}{3}$ Roggen, das man « Müschel » nennt. Die beiden Geschlechtsnamen Roggo und Roggen sollen nach Dr. Studerus nicht auf diese Getreideart zurückgehen.

Hordeum distichon L., zweizeilige Gerste, « Gärsta » genannt, stammt von einer Wildform aus Afrika und wird bei uns noch ziemlich häufig als « Summergärschta » angebaut.

Hordeum vulgare L., mehrzeilige Gerste, deren Stammform man nicht kennt, wird bei uns als « Wintergärschta » gebaut. Da die Gerste von allen Getreidearten am schnellsten reift, so kann man sie schon nach dem Heuet ernten, bevor

der eigentliche « Summeret » angebrochen ist. Gerstensuppe ist bei uns wenig bekannt und das Gerstenkorn wird fast nur zur Verfütterung an das Vieh verwertet.

Elymus europeus L., europäisches Haargras wächst in Bergwäldern und wird wegen seiner Aehnlichkeit mit Roggen « wilda Rogge » genannt.

Sauergräser.

Diese grasähnlichen Gewächse gedeihen zum grössern Teil an feuchten Standorten, weswegen sie von unserem Volke allgemein als « Lischä » bezeichnet werden. Der Stengel ist meistens dreikantig; die Blätter sind schmal und lang wie bei den echten Gräsern. Auch haben sie als Windblütler unscheinbare ährige Blütenstände. Ihre Artenzahl ist sehr gross, aber das Volk unterscheidet nur wenige voneinander.

Eriophorum vaginatum L., scheidiges Wollgras und *Eriophorum latifolium* Hoppe, breitblättriges Wollgras werden als « Lischemuneleni » (Sensebezirk), « Lischechutze » (Angstorf) oder « Lischpusseni » (Jaun) bezeichnet. Die Kinder sammeln die weisswolligen Fruchtstände zu Sträussen.

Carex ferruginea Scop., Rostsegge und *Carex sempervirens* Vill., immergrüne Segge bilden einen Hauptbestandteil vom Wildheu. In Jaun heissen diese Seggenbüschel « Pösche ».

Arongewächse.

Arum maculatum L., gefleckter Aronstab ist eine in allen Teilen giftige Pflanze. Dennoch werden die Blätter unter dem Namen « Aronachrut » als Lungentee gesammelt.

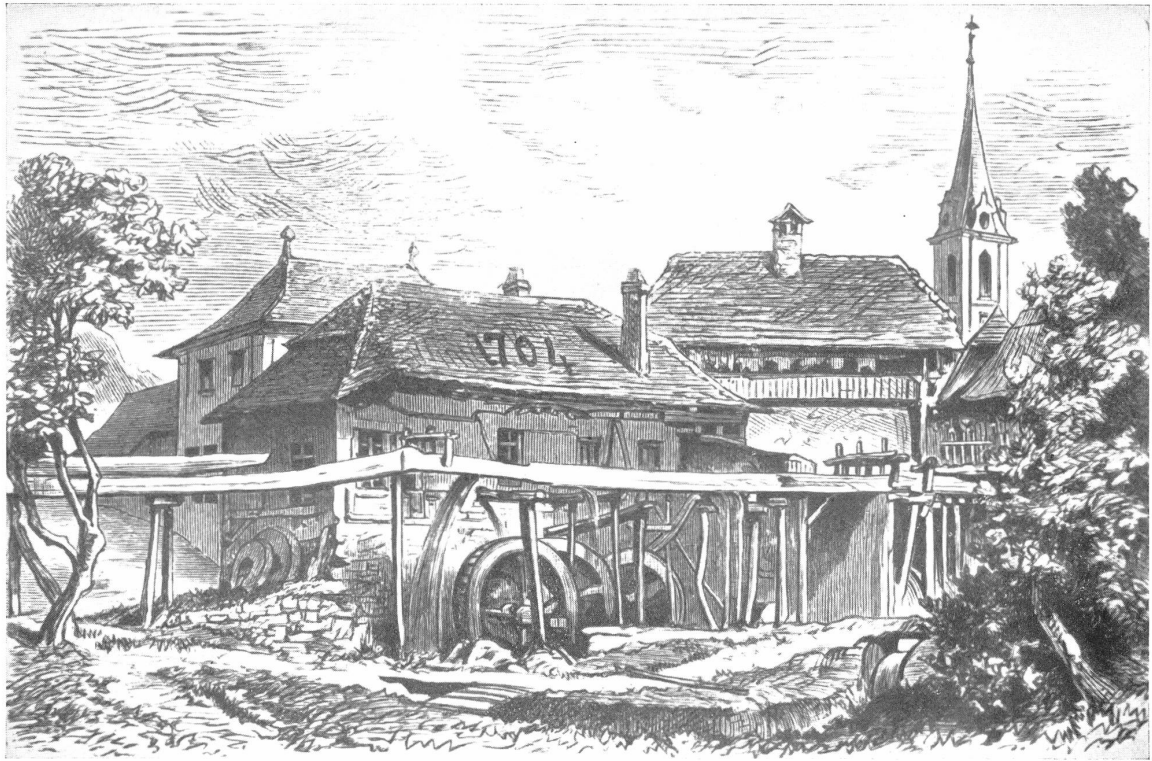
Simsengewächse.

Juncus inflexus L., gekrümmte Simse und *Juncus effusus* L., flatterige Simse sind auf feuchten Wiesen gemein. Ihre Volksnamen sind « Rüsche » (Jaun und Sensebezirk) oder « Rische » (Gurmels). Die Kinder verfertigen aus den markigen, biegsamen Stengeln « Beseleni », « Hüselni », « Stüeleni » oder « Stabäle ». Auch « Gäscher » und « Wüscheni » hat man daraus gemacht, wie aus den Stengeln vom « Fägrüsche ».

Getreidebau, Korn und Stroh.

Seit den ersten geschichtlichen Zeiten wurde im Sensebezirk Korn angebaut. Auch heute findet man einzelne Getreideäcker bis in die Lichtena im Seeschlund und bis an den Fuss des Schweinsberges und der Muschenegg gegen Plasselb und St. Sylvester hin. Auch im Jauntal wurde früher Brotgetreide angesät. Die Jauner sagen noch heute anstatt Kartoffelacker « a Säit », was wohl von der Zeit her stammt, da man statt der Kartoffeln Getreide angesät hat. Auch zeugen folgende Flurnamen im Jauntal für den Getreidebau: Bodenacher, Zelg, Gärstera, Brachleni, Achera. Auch eine Mühle hatte Jaun, die bis gegen 1850 in Betrieb war. Man pflanzte Sommerweizen und Sommergerste. Pflüge hatte es keine. Man grub den Acker mit der « Howa » um. Seit 1850 herum ist der Getreidebau eingegangen. In der letzten Zeit, da man noch Getreide anpflanzte, war die Mühle schon « verhudlet », und man tauschte das Korn gegen Mehl ein. (Die Jauner haben nie « Härdschnuri » gesagt anstatt Pflug. Es gehört dies und andere Andichtungen wie « Schwanzchübel », « Fisifausla » usw. ins Gebiet der Merlinger- oder Gersauerstückli und wurde den Jaunern « va de Tütsche » angedichtet. Die Jauner sagen nämlich dem Sensebezirk « uf de Tütsche ».)

Der Anbau und die Verarbeitung der Brotfrucht hat im Sensebezirk einer Menge volkstümlicher Ausdrücke den Ursprung gegeben. Der Boden wird « achriert ». Neuer Umbruch des Rasens heisst « Aegerta ». Wenn recht viel Steine durch den Pflug hervorgekehrt werden, so liest man dieselben am Karfreitag auf, um durch Verrichtung dieser mühsamen Arbeit Busse zu tun. Sonst wird am Todestag des Heilandes im Boden nicht gearbeitet. Die Ackerbreite, die man bei der Handsaat bequem bestreuen kann, heisst « Saatela ». Mit der « Egda » wird der Samen zugedeckt. Ist das Wetter trocken, so kann man noch « tröle » (walzen). Im Boden drin « cheistet » der Same und « arünt » dann, d. h. bricht durch die Erde durch ans Licht. Wenn das Getreide « zitigs » (reif) ist, « chame ga summere ». Das « Choër » wird « gmeeit », « nahigleit », « ghüflet », mit der « Aatraga » « aatrage », « punne » und auf den Wagen « gablet ». Eine Reihe Garben auf dem Wagen heisst « a Plegi ». Mit dem « Wällseili »,



Alte Mühle in Düdingen. Nach einem Stich.

dem « Pimboum » und « de Scheitle » wird das Fuder gebunden.

Gedroschen wurde bis in die Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts mit dem Flegel. Um 4 Uhr standen die Ackerknechte und Mägde mit dem Stallpersonal auf und gingen beim Scheine einer Laterne ans Dreschen, bis die Küher im Stall fertig hatten. Dann erst gab's das Frühstück. Frühmorgens gab's bei vielen Bauern ein Glas « Prennts » mit einem « Schnätz » Brot. Dadurch gewöhnte sich manches Knächtlein an das leidige Schnapstrinken. Heute hat diese Unsitte ziemlich abgenommen. Am Abend, so gegen 5 Uhr, da die Küher wieder in den Stall mussten, ging für die andern das Dreschen wieder los bis zum Nachtesen. Man drosch zu dreien, zu vieren, usw. Um die ungewohnten Drescher in den richtigen Takt hinein zu üben, ersann man Sprüchlein. Hier einige derselben :

Zu dreien : « Drü rächt schlächt » oder « Dachpänggu ».

Zu vieren : « D'Muetter schnätzlet Brot i Zuppa ».

Zu sechsen : « Katz het Zuppa glappet,
Dr Hund het dänne gläcket ».

Zu achten : « Häb der Sack u sug der Zopfe,
Lass net unne use tropfe ».

Nur die betonten Silben wurden bei diesen Sprüchlein gezählt. Sie änderten übrigens von Weiler zu Weiler ab.

Das Flegeldreschen war keine leichte Sache. Gar manche Rüge setzte es ab, bis sich ungewohnte Dienstboten in das peinlich genaue Zusammenarbeiten dieser Beschäftigung eingewöhnt hatten. Die Garben, etwa acht an der Zahl, wurden vorerst nicht geöffnet, sondern je vier von beiden Seiten her gegen die Mitte des « Tenns » mit den « Storzen » gegen die Wand hingelegt. Dann begann man zu « boëssen », d. h. mit den Flegeln die Aehren auszudreschen. Dann wurden sie gekehrt und zwar ohne dass der Drescher mit dem Zuschlagen aufhörte. Alsdann wurden sie ergriffen und mit jeder Garbe der Platz darunter gegen die Mitte gewischt und an die Wand gestellt. Das bis jetzt ausgedroschene Korn wurde mit den Spelzen weggezogen und hinten ins Tenn geschoben. Dann wurden die Garben geöffnet und regelrecht ausgedroschen, indem man sie zwischenhinein umkehrte, wobei es einen besondern Schwung zu handhaben gab.

Zu sechsen stellten sich zwei Drescher auf der einen Seite und vier auf der andern Seite der Garben auf. Jeder hatte eine Ordnungsnummer zum Dreinschlagen, damit ja kein Flegel den andern treffe und eine Verzögerung der Arbeit oder Materialschaden entstehe. Nummer 1 und 4 standen auf der einen Seite, Nummer 3, 5, 2 und 6 auf der andern. Nummer 1 hatte das Kommando. Zu achten war's noch schwieriger, denn da war jeden Augenblick ein Flegel auf dem Boden und musste wieder weggezogen werden, um einem andern Platz zu machen. « Ja, ja », erzählt meine Mutter mit ihren 76 Jahren noch heute, « i hon bim Flegeltrösche menga Verwiis berchoa. »

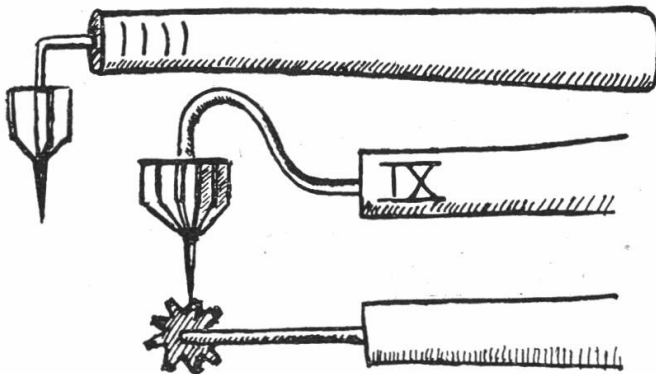
Die Spelzen des Getreides nennt man « Fäube », und sie werden mit den zerbrochenen Aehrenspindeln und andern kleinen Abfällen vom Stroh unter dem Namen « Grichel » dem Vieh verfüttert. Aus Stroh verfertigte man die Strohsäcke für die Betten. Noch heute kann mancher Knecht, nicht nur im Sensebezirk, von diesen ladenharten Bettunterlagen erzählen, die oft mehr als ein ganzes Jahr nicht mehr aufgeschüttelt worden sind. Das Dach des Hauses bestand früher aus Stroh. Die letzten Zeugen dieser Bedachungsart sind in Düdingen um 1910 herum verschwunden, während sie in Liebistorf noch heute zu sehen sind. Und welcher « Tättel » kennt nicht aus der Mobilisationszeit die « Stierefädere » unserer Siebzehner? So sind Stroh und Korn mit unserem Landvolke innig verwachsen und rufen poesievolle Erinnerungen aus alter Zeit wach, wenn man mit ergrauten Leuten über entschwundene Zeiten zu plaudern beginnt.

Die Strohflechterei.

Weizenstroh diente auch zur Strohflechterei, jener Hausindustrie, die im obern Sensebezirk und im Jauntal seit dem Weltkriege fast gänzlich eingegangen ist, nachdem sie fast ein Jahrhundert lang den Bewohnern dieser entlegenen Gebiete einen, wenn auch bescheidenen Verdienst gegeben hat. Herr Lehrer Felder in Brünisried hat in den « Freiburger Nachrichten » im Jahre 1928 die Strohflechterei in poetischer Ausschmückung prächtig geschildert. Wir fassen das Volkstümliche dieser Industrie hier zusammen.

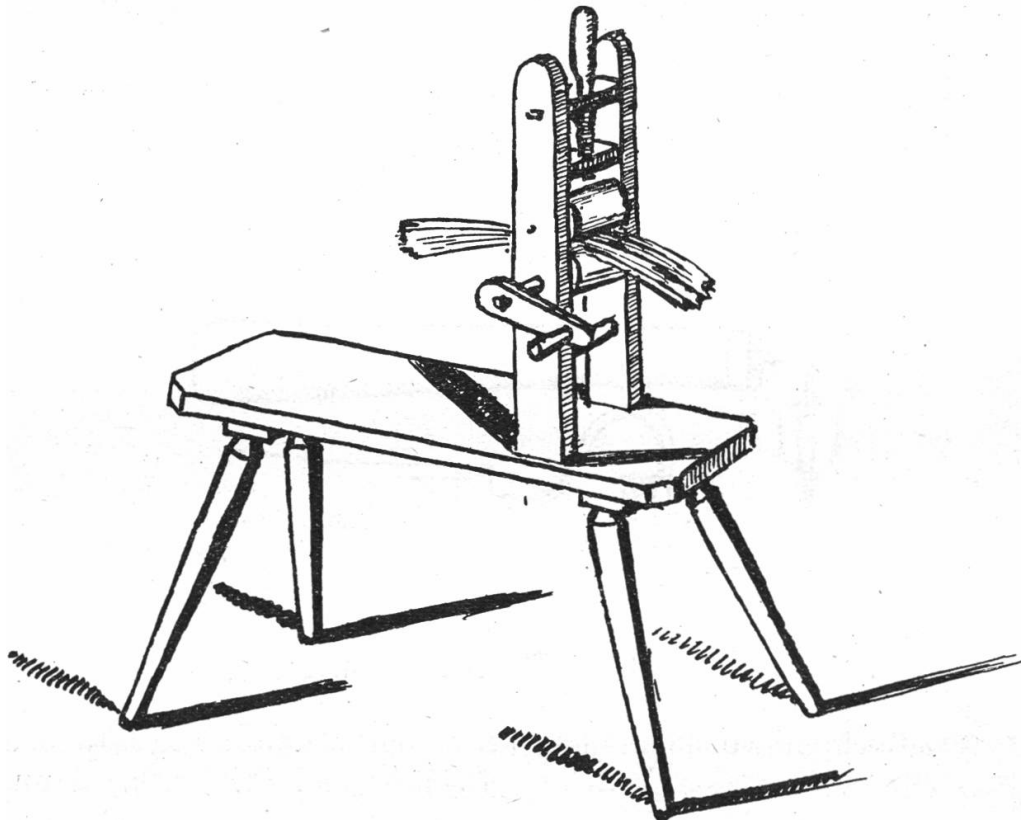
Die Einführung vom « Flächte », wie das Volk das Strohflechten einfach nennt, muss schon ziemlich vor Mitte des letzten Jahrhunderts und meines Erachtens aus dem französischen Kantonsteil her geschehen sein. Schon zu seiner Lehrzeit als Schuster im Welschland musste mein Vater alle Abend « as chlis Püscheli » flechten. Schon in den Fünfzigerjahren hat er daheim geflochten. Damals, so erzählt er, waren im Welschland manche Jünglinge und Männer, die es vorzogen zu flechten, anstatt in den Taglohn oder als Knechte zu den Bauern zu gehen.

Halm spalter [4 & 9 teilig.]



Geflochten wurde in den Pfarreien von Jaun, Plaffeien, Plasselb, St. Sylvester, Giffers, Rechthalten, St. Ursen, dann noch in einigen Haushaltungen von Heitenried und Alterswil. Noch bis anfangs unseres Jahrhunderts säte man in Jaun kleine Weizenplätze von einigen Quadratmetern. Sobald das Stroh schön gelb war, mähte man es mit der Sichel, band es in Garben. Dann legte man es auf das « Schrägli » und zog die schönen Halme heraus, um sie zu « Hampfeln » zusammen zu binden. Man hing sie unter dem Hausdach zum Trocknen auf. Hierauf wurde das Stroh « usghaue ». Die Zwischenglieder der Halme, « Tuteni » (Jaun) oder « Hälmeni » genannt, wurden aus den Knoten (« Chnöpf ») herausgeschnitten und zu Büscheln zusammengebunden. Auf dem Markt wurde solches ausgehauenes Stroh zum Verkaufe feil geboten. Diese Büschel hatte man « geschwäblet » in einem « Schwäbelstandli » und mit dem « Iseli » (Jaun) oder « Spalterli » (Sensebezirk) zu « Züleni » (Jaun) oder « Häl-

meni » (Sb.) gespalten. Dabei musste die Mutter die « Spalterli » nach dem Umfang des Strohhalmes so auswählen, dass die « Hälmeni » alle gleich breit wurden. Diese wurden in einer hölzernen Mange (in Jaun « Lischa » genannt) ge-
glättet und biegsam gemacht.

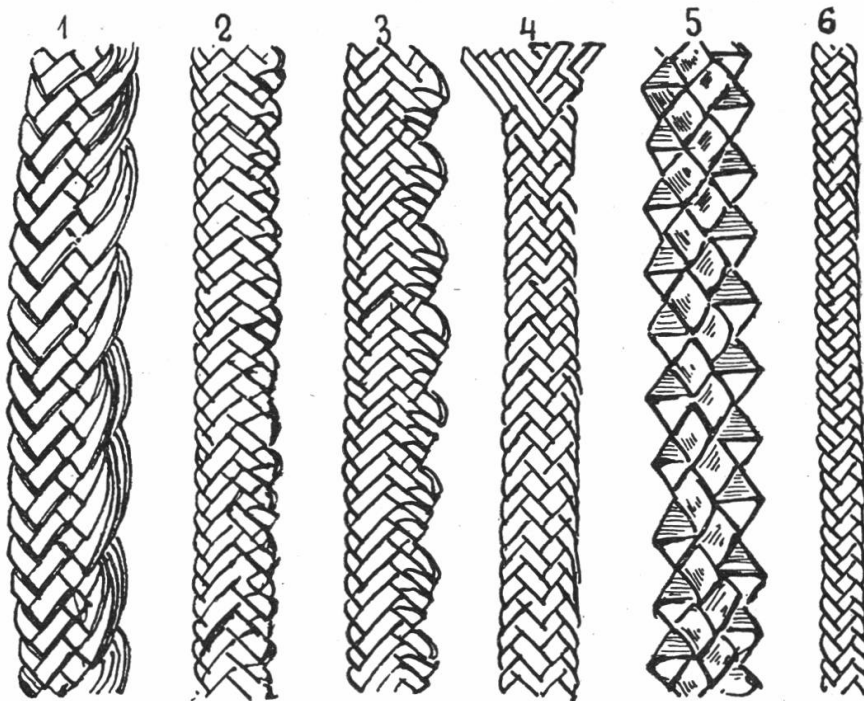


Manga .

Nun sassen die Mädchen und Buben schon vom vorschulpflichtigen Alter an, die Mutter, die Gotta und oft auch der Vater um den Tisch und es wurde geflochten. Am Abend nach der Schule bis spät in die Nacht hinein mussten sich die Hände fleissig regen, um das vorgeschriebene Pensum, im Sensebezirk « Trissi » (wahrscheinlich vom Französischen tresser-flechten), in Jaun «as Taazi » (wahrscheinlich vom Französischen la tâche= die Aufgabe) genannt, zu bewältigen. Oft musste man am Morgen noch mit dem Stroh zum Krämer laufen, um das Brot zum Frühstück zu holen. Manch altes Fraueli weiss noch von der alten Zeit der Strohflechterei zu

erzählen. Eine hat mir gesagt, dass sie « päget » habe, als das Geflecht nicht mehr zu verkaufen war. Aber auch Männer erinnern sich daran, wie das lustig war, am Abend in die Häuser zum Flechten zu gehen. Da fand man sich zum « Chilt » oder « Abesitz » zusammen, « Meitscheni » und « Purschte »; man flocht, man sang und lachte und trieb Kurzweil bis nach Mitternacht.

Beim Flechten wurden die « Hälmeni » ins Wasser getaucht, um sie noch geschmeidiger zu machen; dann wurden sie zu kunstvollem Geflecht zusammen und umeinander ge-



Geflechtarten: 1. glätschets. 2. 1-kröjflats.
3. 3-kröjflats. 4. glatts. 5. hinderiglits.
6. Slängengeflecht.

faltet oder verflochten. Millimeter legt sich an Millimeter; alles muss gleich breit und gleich fest gefügt sein. Die Kleinen müssen aufpassen wie Häftlimacher, damit ihnen ja kein Fehler unterlaufe, während geübte Flechterinnen ihre Augen herumschweifen und ihrem Munde die Zügel schiessen lassen, ohne dass die Hände nur eine Sekunde stille stehen. Am Tische sind Einkerbungen, « Hicke » genannt, 10, 20,

30 und 60 cm auseinander, woran man die « Halb » (60 cm) abmisst. 40 « Halb » geben « as Püscheli ». Die Mutter taucht es ins Wasser, rollt es ab und streckt es ein wenig. Dann wird's wieder zu einem Zylinder aufgerollt, die herausschauenden Enden der « Hälmeni » auf gleiche Länge abgeschoren oder man tut's auf « d'Schindla ». Dann wandert « z'Püscheli » zum Krämer, um gegen allerlei Waren eingetauscht zu werden. Händler von Bulle kamen und kauften bei den Krämern das geflochtene Stroh auf. Je nach der Nachfrage durch die aargauischen Hutfabriken verfertigte man Geflecht aus ungespaltenem oder gespaltenem Stroh. Das erstere nannte man in Jaun « Tutigs ». Gespaltenes gab es « Sechs-, Sieben-, Elf- und Mehrhalmiges ». Die Jauner sagten « Stücke » (6 « Zülени » und eins senkrecht in der Mitte), « Siebezüligs », « Inlezüligs », « Kropfets ». Sogar « Glätschets » und « Drehts » wurden angefertigt. Im Gewerbemuseum zu Freiburg ist eine Sammlung von Geflechtarten von Oberschrot zu sehen, die 233 Muster enthält.

In den Neunzigerjahren wurde von den Strohfabriken Marros Hänsels Kathri von Plaffeien in den Aargau berufen, um das « Drehtle » oder « Schnürle » anzulernen. Mit einer hölzernen Maschine, « Drehtla » geheissen, werden zwei « Hälmeni » zusammengedreht wie ein gezwirnter Faden. Diese Art Flechterei verbreitete sich im ganzen Sensebezirk und eine Maschine gab es auch in Jaun, von Bettlers Bertha aus Plaffeien importiert. Noch heute wird im Oberland des Sensebezirks « drehtlet ». Man verkauft das Tausend bis zu 2.— Fr. Eine geübte Arbeiterin kann mehr als 1000 im Tag herstellen.

Als eine neue Art der Strohindustrie blühte nach dem Weltkriege das Strohhutmachen auf. Aber es erlosch nach einem vielverheissenden Anlauf wie ein Strohfeuer.

Ursprünglich wurde das Strohgeflecht ziemlich gut bezahlt. In den Sechzigerjahren konnte eine geübte Flechterin bis 2.— Fr. Taglohn verdienen. In meiner Jugendzeit in den Neunzigerjahren zahlte man « z'Püscheli » « Siebehalmigs » 50 bis 70 Rp. Mit teureren Arten konnte damals eine geübte Flechterin bis auf 1.50 Fr. Taglohn kommen. Mit dem schmalen Verdienst des Vaters genügte es, um die Familie mit dem Notwendigsten zu versorgen. Die Kinder wurden zu fleissiger Arbeit gewöhnt und blieben unter guter Aufsicht.

Wenn's aber so beim Flechten gar zu langweilig wurde für die zappeligen Kinder, die gar lange stille sitzen und auf den Kaffee warten mussten, so begann man bei der Flechtereie zum Zeitvertreib zu « trutze ». Auf den Tisch stellte man eine aus Schwarzdorn gefertigte « Stiga ». Nach jedem « Halb » wurde ein Strohringlein eine Stufe höher gesetzt. Man zählte die « iigsetzte Züleni » oder die « ubertane Züleni ». Oder man zählte noch « z'leng Hundert », indem man mit eins begann. Dann immer wiederholte eins, zwei — eins, zwei, drei — eins, zwei, drei, vier, usf. bis auf hundert. Wenn man mit diesem langen Hundert fertig war, so war man seine 20 cm vorwärts gerückt.

So ist denn diese Hausindustrie bedauerlicherweise fast ganz eingegangen. Merkwürdig ist nur, dass bei uns nie der Versuch gemacht wurde, mit der Strohflechtereie auch eine Hutfabrik zu verbinden. Nur einige Frauen verfertigten und verfertigen noch die « Chüjerchäppeni » aus Stroh, wie sie die Sennen zu tragen pflegen.

Heu, Emd und Streue.

Die Hauptbestandteile der Pflanzen in Heu, Emd und Streue sind echte Gräser und Sauergräser. An echten Gräsern werden heute noch in Kleegrasmischungen folgende Arten gesät: Französisches Raigras (im Sensebezirk « Fromentaler » genannt), Italienisches und Englisch Raigras, Knaulgras, Wiesenfuchsschwanz, Timotheegras, Wiesenriespengras, Wiesenschwingel, Kammgras und Goldhafer. Früher wurden noch hie und da Fioringras, Geruchgras und Rohrschwingel angebaut. Der Anbau von Grasmischungen geht bei uns sicher vor 1850 zurück.

Als Mähwerkzeug bedient man sich der « Sensa » (Jaun) oder « Sägessa » (Sensebezirk). Hin und wieder trifft man in den Häusern noch eine Sichel, eine alte Reliquie aus jener fernen Zeit, da man das Korn und teilweise das Heu mit diesem Instrument aus Abrahams Zeiten schnitt. Gegen 1870 kamen die ersten Mähmaschinen auf und haben heute neben der Sense den Hauptplatz eingenommen. Das gemähte Heu wird « gworbet » (Sb.) oder « gwuarbet » (J.), dann wird's « kehrt » oder « kiärt ». Das Emd wird auch « gwälmllet »,

dann « zettet » und oft noch mit den Rechenstielen « gstiellet ». Bei Regenwetter kommt das Futter auf « Birliga » oder « Hensla » (Jaun) oder « Birlinga » (Sensebezirk). Man unterscheidet Mattheu, « Rütschheu » (Jaun, Heu von ungedüngten Matten), Ritzheu oder Flüeheu. Im Berglande verwendet man noch « Schnägge », ein Fuhrwerk, das vorn aus einem Schlitten und hinten aus einem Wagen besteht. Auch das « Seilgar », ein Heugarn mit « Trüegle » und « Züleni », im Sensebezirk einfach Garn genannt, ist überall im Bergland in Gebrauch. In ein Heugarn geht « a Fert » (Jaun, wahrscheinlich von fardeau) oder « a Burdi » (Sensebezirk). Eine kleine « Fert » heisst « a Pünggel » (Jaun). Jeder Jauner, der eine eigene Feuerstelle hat, bekommt « as Tristtal », eine Art Allmend an den obersten grasbewachsenen Hängen der Maischopfen und Schopfenspitze. Das Heu wird um den Tristbaum auf dem Tristbett « tristet ». Im Winter geht man « i z'Heu », d. h. Flüeheu holen. Die « Fert » werden zu einer « Schiba » zusammengebunden. Es werden je drei « Fert » hintereinander wie Schuppen aufeinander gelegt und befestigt. Zwei bis drei solcher Reihen nebeneinander heisst « Schiba ». An steilen Hängen lässt man dieselbe über den Schnee herunter rutschen. Oft gerät sie in rasenden Lauf. Der Heuer sitzt hinten drauf und ist oft gezwungen, den Kopf ins Heu hinein zu halten, um noch atmen zu können. (Diese nicht immer gemütliche Arbeit haben « die uf de Tütsche » auch zu einem Merlingerstückli ausgeschmückt.) Schon mancher Jauner hat bei dieser Arbeit schwere Unfälle erlitten oder wie der bekannte Förster, Herr Alfons Cottier, sogar den Tod gefunden.

Das Heuen hat manche Flurnamen verursacht, wie in Jaun die Mehder und das Mahd.

Im Bergland ist das Heu neben dem Holz fast das einzige Bodenprodukt. Damit kann man die Tiere ernähren und erhält so Milch, Fleisch und Leder. Die alten Bergler wussten damit sehr sparsam umzugehen. Es wird erzählt, dass sie beim Flüeheuholen alle Taschen mit verstreuten Halmen füllten, die sie auf dem Schnee herum fanden. Bei grosser Heunot musste man oft auf der « Sunnesite » im Februar und März das dürre Gras vom letzten Jahr « ga raupfe » um « z'Chueli » fertig zu wintern.

Nachtrag zur Volksbotanik. I. Teil.

Equisetum palustre L., Sumpfschachtelhalm heisst in Jaun « Pinnel ». Er sei für die Tiere giftig. (Siehe Beiträge zur Heimatkunde III. Jahrgang, Seite 29.) Es scheint also das Wort « Büno » für die Fruchtstände des Ackerschachtelhalmes sich wirklich auf diese Pflanze zu beziehen.

Zum Schlusse müssen wir wieder allen danken, die uns für den zweiten Teil der Volksbotanik Mitteilungen gemacht haben, besonders aber Herrn Lehrer Corpataux von Plasselb für die Federzeichnungen.

L. Thürler.

Die geschichtliche Entwicklung der freiburgischen Staatsverfassung.

I.

Auf der Suche nach dem Ursprung des Grundgesetzes des freiburgischen Staatswesens findet man als erste nachweisbare und noch erhaltene Quelle die Handfeste aus dem Jahre 1249, die mit einigen Abänderungen bis 1798 in Kraft blieb. Freilich bestanden bereits zuvor die Gründungsurkunde und der Freiheitsbrief von Berchtold IV., Herzog zu Zaehringen, deren genauer Inhalt unbekannt ist. Die Handfeste der Grafen von Kyburg gewährleistete die ursprünglichen Rechte der Einwohner: Wahlrecht für den Schultheissen und den sog. « täglichen Rat » oder Stadtrat, von 24 Geschworenen, sowie für den Stadtpfarrer, Schullehrer und einige Beamte. Der Stadtschultheiss war Vollziehungs- und Verwaltungsorgan und versah mit den Geschworenen auch richterliche Funktionen. Im Jahre 1252 kam eine weitere Ratsbehörde hinzu. 1334 wurde für das Richteramt (Polizeiwesen) ein besonderer Bürgermeister eingesetzt. Seit 1337 kannte man einen « Rat der Zweihundert » — der Ausgangspunkt der heutigen gesetzgebenden Gewalt. — Mit Verordnung vom Jahre 1347 wurde ein « Rat der Sechzig » eingeführt, dessen Mitglieder am « geheimen Sonntag » (Sonntag vor dem Feste des heiligen Johannes des Täufers) im Verein mit den durch den